

Die Hohenloher Mundart oder Im Umgang mit einer degradierten Sprache

Von Gottlob Haag

Von der Hohenloher Mundart zu sprechen heißt, sich mit einer aufs flache Land verdrängten Sprache zu befassen. Die Sprache der Hohenloher, eine Variante des fränkischen Dialekts, hat durch die im Jahre 1802 einsetzenden und bis in unsere Tage fortdauernden Kolonialisierungsversuche unserer schwäbischen Kronherren viel von ihrer einstigen Ursprünglichkeit eingebüßt. So wird heute in den meisten Städten und Marktflecken des Hohenloher Landes eine Sprache gesprochen, die im eigentlichen Sinn nur noch wenig mit der echten, gewachsenen Hohenloher Mundart zu tun hat. Angesäuert vom Schwäbischen, dem Bayerisch-Fränkischen und Badisch-Fränkischen hat eine Art gehobener Umgangssprache, die auch eine Vielzahl schriftsprachlicher Elemente in sich vereinigt, der Hohenloher Mundart in diesen Orten nahezu den Rang abgelassen.

Will man überhaupt noch von einer einigermaßen intakt gebliebenen Mundart sprechen, so ist diese vor allem auf den vom Verkehr wenig berührten Dörfern, Weilern und Höfen unseres Landes anzutreffen. Aber auch dort hat die Mundart im Laufe der letzten Jahre bereits manches von ihrer Ursprünglichkeit verloren. Kaum eines der Kinder aus diesen Orten vermag nach Absolvierung der Haupt-, Mittel- oder Oberschule noch eine reine, lautechte Mundart zu sprechen. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, daß sich sehr viele Lehrer an den Schulen bislang mundartfeindlich verhalten haben und damit in großem Maße mit zur Ausmerzungen unserer Mundart beitragen. Zwar wird dies heute von vielen Pädagogen eingesehen, aber dennoch gibt es nach wie vor eine nicht zu unterschätzende Zahl von Lehrern, die ihre Mundartfeindlichkeit dahingehend zu rechtfertigen versuchen, indem sie behaupten, es sei unbedingt erforderlich, daß sich die Kinder von ihrer Mundart lösen und der Schriftsprache bedienen müßten, denn nur so könnten sie sich in dieser Sprache üben, um sie später zu beherrschen und erfolgreich zu sein. Gewiß, diese Behauptung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dennoch stellt sich einem die Frage, ob dieses sture und oft auch diktatorische Verhalten seitens der Lehrer heute noch gerechtfertigt erscheint, wo doch die Rechtschreibung in unseren Schulen heutzutage oft auf katastrophale und wirklich besorgniserregende Zustände schließen läßt. Auf solche Weise werden Kinder, die, ehe sie in die Schule kommen, in der Regel nur Mundart sprechen können, langsam, aber sicher ihrer eigentlichen Muttersprache entwöhnt. Dazu kommt noch, daß die Kinder, denen es schwerfällt, sich gänzlich von ihrer Mundart zu lösen, von ihren Mitschülern und oft auch ihren Lehrern insgeheim gehänselt und nicht selten auch verspottet werden. Doch das ist nicht erst seit gestern und heute so, sondern geht weit zurück, bis in die Anfänge jener Zeit, als Hohenlohe durch

Napoleons Gnaden zur schwäbischen Kolonie geworden ist. Damals, unter die Krone Württembergs gezwungen, setzten, von der Landeshauptstadt ausgehend, die rigorosen Maßnahmen zur Unterwerfung und Kolonialisierung Hohenlohes ein. Die Bevölkerung, bis dahin vom ansässigen Adel regiert und unter Kuratel gehalten, war fast durchweg in bäuerlichen und handwerklichen Berufen tätig. Ein kulturelles Interesse der Bewohner Hohenlohes war so gut wie nicht vorhanden. Sich um Kunst und Kultur zu kümmern und sich damit auseinanderzusetzen, war einzig und allein das Privileg der gehobenen Schichten, vor allem das des Adels, der, und das sei hier nicht verschwiegen, nicht selten auch als Mäzen auftrat und begabte Künstler gefördert hat. Im inzwischen württembergisch gewordenen Landstrich ging die neue Herrschaft sehr systematisch ans Werk. Um die Hohenloher zu guten, braven und ergebenen Untertanen zu erziehen, wurden fortan alle wichtigen Ämter und Stellen mit gebürtigen Schwaben besetzt. Wer im öffentlichen Leben etwas zu sagen und zu melden hatte, kam aus dem Schwäbischen. So wurden die Stellen aller Pfarrer und Schulmeister mit königstreuen Württembergern, also schwäbisch sprechenden Beamten besetzt, wie dies auch bei den Stellen der gehobenen Verwaltung, in den Oberämtern, den Gerichten und allen anderen öffentlichen Ämtern der Fall war. Der Hohenloher in seiner zurückhaltenden Art, zuvor vom Adel beherrscht, fand sich, wenn oft auch insgeheim murrend, mit seinem Schicksal ab und akzeptierte schließlich die neue Form der ihm aufgezwungenen Herrschaft. Fortan wurde vom Pult in den Schulen, auf den Kanzeln der Kirchen und in den Amtsstuben des Landes geschwäbelt. Die herbe, derbe und archaisch klingende Sprache der Hohenloher jedoch wurde auf die Straße verbannt. Dabei muß der hohenlohische Dialekt den Schwaben nicht einmal unangenehm gewesen sein, denn der schwäbische Bezirksamtmann Fromm vermerkt in der Beschreibung des Oberamts Gerabronn von 1847 darüber folgendes: *„Die Mundart der Gegend ist abweichend von den übrigen Mundarten Deutschlands, selbst von der im Innern Frankoniens. Die Betonung ist weniger hart, als in Schwaben alpbwärts, und es lautet die Aussprache lieblicher, als die schwäbische in dem bemerkten Landstrich.“* Doch Hohenlohe war Kolonie geworden und im Umgang mit den neuen Herren, die nun das Sagen hatten, galt es als angemessen, sich deren Sprache und „schwäbisch gepfägten“ Sprechweise zu bedienen. So begann man deshalb schon bald in den Städten und Marktflecken des Landes, vor allem in den Kreisen der Geschäftsleute und Handwerker, die sich fortschrittlich und anpassungsfähig zeigen wollten, die schwäbischen Laute nachzuäffen. Wer jedoch weiterhin an seiner Muttersprache festhielt, galt als rückständig und wurde dem Personenkreis der bäuerlichen Bevölkerung zugerechnet, von der Mehrzahl der Intellektuellen meist von obenherab behandelt und insgeheim als zweitklassige Untertanen eingestuft. So kam es, daß das Hohenlohische im Laufe der Zeit immer mehr aufs Land verdrängt und durch die an den Tag gelegte schwäbisch-hohenlohische Honoratiorenarroganz nach und nach zu einer degradierten Sprache geworden ist, die nur noch von der Landbevölkerung gesprochen wurde. Doch auch auf dem flachen Land waren die Stellen der Pfarrer und Lehrer und oft auch

die der Schultheißen mit gebürtigen Schwaben besetzt, die, aufgrund ihrer Stellung und ihres Ansehens in der Öffentlichkeit, in gewissem Sinne „die heilige Dreifaltigkeit“ auf den Dörfern bildeten. So war es noch vor dem letzten Weltkrieg unvorstellbar, der Meinung des Pfarrers oder der des Lehrers in der Öffentlichkeit zu widersprechen. Was sie sagten und an Behauptungen in die Welt setzten, besaß evangeliare Werte und mußte widerspruchslos hingenommen und akzeptiert werden. Pfarrer, Schulmeister und Beamte galten als Respektspersonen, weil sie, reicher an theoretischem Wissen, im Vergleich mit dem einfachen Mann auf der Straße als überlegen galten. Es war Brauch und Sitte, daß der Arbeiter, Handwerker und Landwirt vor ihnen auf der Straße die Mütze zu ziehen und so seinen Respekt zu beweisen hatte. Der Stand der Intellektuellen war an die Stelle des Adels getreten, vor dem nun der kleine Mann zu kuschen und dem er seine Reverenz zu bezeugen hatte.

Wie bereits eingangs erwähnt, haben sich in die Hohenloher Mundart auch Klänge und Lautfarben aus dem Bayerisch-Fränkischen und dem Badisch-Fränkischen, in überwiegendem Maße jedoch aus dem Schwäbischen eingeschlichen und ihre nicht zu leugnenden Spuren hinterlassen. Wohl hat die Sprache der Hohenloher ihre ureigenen Gesetze, ihren festen Grundtenor, so daß sie überall im Lande mühelos verstanden wird, wenngleich sie sich oft schon von Dorf zu Dorf durch andere Klänge und Laute unterscheidet. Doch diese Spracheigenheiten der einzelnen Dörfer reichen schon in die Zeit vor der Säkularisation zurück, wo vor allem die herrschaftlichen und konfessionellen Verhältnisse eine wesentliche und prägende Rolle gespielt haben. So gab es im einstigen Bereich des Oberamts Mergentheim nicht weniger als sieben Herrschaften. Es waren dies die Herren von Hohenlohe, der Deutschorden, die Bischöfe von Würzburg, die Markgrafen von Ansbach, die freie Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, die Hatzfeld und das Kloster Schöntal an der Jagst. Auch von der Sprache der Juden blieb die Hohenloher Mundart nicht ganz unbeeinflusst. In der Beschreibung des Oberamts Mergentheim aus dem Jahre 1880 ist darüber folgendes zu lesen: *„Es wird darüber gestritten, ob die Juden ihren Dialekt von uns, oder wir das Jüdeln des unsrigen von den Juden haben. Da aber von den Schwaben unserem Fränkischen Dialekt nachgesagt wird, daß er jüdele, wird wohl das Jüdeln unseres Dialekts von den Juden herrühren, die ja bei uns in Stadt und Land den Handel und den Verkehr fast ausschließlich in den Händen haben und so in stetem Umgang, namentlich mit den Landleuten stehen.“* Soweit der Auszug aus der zuvor zitierten Oberamtsbeschreibung aus dem vergangenen Jahrhundert. Die Autoren dieses Werkes, fast alle gebürtige Schwaben, konnten es sich selbst hier nicht verkneifen, den Hohenloher Dialekt herabzuwürdigen, indem sie ganz einfach behaupteten, daß er jüdle – was damals gewiß negativ gemeint war – und diesen Einfluß von der Sprache der Juden angenommen habe. Dies ist ein typisches Beispiel für die Arroganz des schwäbischen Intellekts, die Sprache der Hohenloher in den Schmutz zu ziehen und zu entwürdigen. Inzwischen weiß man jedoch, daß dieses unserer Mundart angedichtete Jüdeln ganz andere Gründe hat und aus der mittelhochdeutschen

Sprache kommt, die auch die Sprache der Juden stark beeinflusst und geprägt hat. Selbstverständlich soll hier nicht verschwiegen oder abgestritten werden, daß auch die Sprache der Juden, die in diesem Raum sehr zahlreich waren, den Hohenloher Dialekt beeinflusst und ihre Spuren hinterlassen hat. So gibt es eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Wörtern und Begriffen, die aus dem Jiddischen in unsere Sprache eingegangen sind und zu einem festen Bestandteil unseres Sprachschatzes wurden. Ein sehr wesentliches Merkmal der jiddischen Sprache, das in die Hohenloher und wohlgermerkt auch in die schwäbische Mundart eingeflossen ist und sich bis heute behauptet hat, ist die Aussprache des Buchstabens „R“. Während im Jiddischen dieser Buchstabe im Gaumen als ein gegurgeltes „R“ gesprochen wird, spricht ihn der sprachechte Hohenloher, vor allem auf dem flachen Land, auf der Zunge, als rollendes „Zungen - R“. Wie bereits gesagt, ist diese Sprechweise vor allem auf dem Land üblich, wogegen das gegurgelte „Gaumen - R“ der jiddischen Sprechweise in den Städten und Marktflecken des Landes dem „Zungen - R“ fast gänzlich den Rang abgelaufen hat. Es ist also keinesfalls so, wie behauptet wurde, daß vor allem die Sprache der Landbevölkerung vom Jiddischen beeinflusst worden wäre, sondern so, daß die Sprache der Städter für diese Einflüsse weit aufnahmefähiger war. So nennt der sprachfeste Hohenloher jene, die das „Gaumen - R“ sprechen und das rollende „Zungen - R“ nicht auszusprechen vermögen, ganz einfach „Lorbser“.

Weiter sind eine ganze Anzahl von Begriffen aus der Gauner- und Ganovensprache des Jenischen in die Hohenloher Mundart eingesickert, die, gleich den Begriffen aus der jiddischen Sprache, zum festen Bestandteil unseres Dialekts geworden sind. Wie bereits dargelegt, halte ich die Hohenloher Mundart in ihrer gegenwärtigen Form für eine degradierte Sprache, da sie, aufs Land verdrängt, nur noch von der einfachen, unverbildeten Landbevölkerung einigermaßen lautrecht gesprochen werden kann. Der Ehrlichkeit halber muß man sagen: Das Hohenlohische ist zu einer reinen Bauernsprache geworden. Doch damit habe ich nicht die Absicht, zu behaupten, daß dies ein Nachteil wäre. Aus diesem Blickwinkel gesehen trifft vielmehr das Gegenteil zu, denn die Sprache blieb auf diese Weise vor noch größeren Fremdeinflüssen bewahrt. Andererseits aber brachte dieser Rückzug der Mundart auch wieder gewisse Nachteile mit sich. Da die Sprache in ihrer Isolation fast nur auf die Bereiche des bäuerlichen und ländlichen Lebens fixiert war, entstanden kaum mehr neue Begriffe und Wortschöpfungen. Das heißt, Begriffe aus der Technik, den Wissenschaften, der Politik und des städtischen Lebens blieben unberücksichtigt und wurden so gut wie gar nicht in die Sprache der Mundart integriert. Doch kann der Landbevölkerung daraus kein Vorwurf gemacht werden, da sie kaum Beziehungen zu den zuvor genannten Bereichen unterhielt. So wurden die notwendigen Begriffe für die erwähnten Lebens- und Gesellschaftsbereiche aus der Schriftsprache in die Mundart übernommen und lediglich nur ihrem Laut entsprechend gefärbt, nicht aber reflektiert. Der Dialekt vermochte in der ihm eigenen und reinen Form allein die Lebens-, Arbeits- und Umweltbereiche der Landbevölkerung zu beschreiben, die Begriffe

für alle anderen Lebens- und Gesellschaftsbereiche jedoch mußten, wie gesagt, unreflektiert aus der Schriftsprache entliehen werden. Aus dieser Sicht ist auch zu erklären, weshalb die Mundart durch die immer weiter fortschreitende Modernisierung, Technisierung und Mechanisierung innerhalb unseres Zivilisationsprozesses eine nicht unbedeutende Abwertung erfuhr und hinzunehmen hatte. Das heißt also, das Vokabular unserer Mundart ist heute nicht mehr für unseren gesamten Lebensbereich aussagefähig, weil ihre Wort- und Begriffspalette zu begrenzt ist. Ihr Radius ist ganz einfach nicht ausreichend, um neue wissenschaftliche, technische und mechanische Vorgänge exakt zu beschreiben. Dennoch wage ich zu behaupten, daß die Hohenloher Mundart eine weit lyrischere Sprache ist, als man das von der schriftdeutschen Sprache sagen kann. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie, im Gegensatz zur hochdeutschen Sprache, eine gewachsene Sprache ist. Eine auf einem gesunden Mutterboden gewachsene Sprache, die allerdings mit der Entwicklung in vielen Sparten unseres Lebensbereiches in den Nachkriegsjahren nicht Schritt halten konnte und deshalb zurückgeblieben ist. Die Schriftsprache dagegen, die ich als synthetische Sprache bezeichnen möchte, hat sich weiterentwickelt. Zur Erweiterung ihres Wortschatzes und zur Schaffung und Beschreibung neuer Begriffe und Vorgänge holte man sich Anleihen aus den verschiedensten Sprachen, vor allem aus dem Englischen, Lateinischen und Griechischen. Dies führte jedoch dazu, daß unsere hochdeutsche Sprache für den einfachen Menschen immer schwerer zu verstehen ist. Manch einer hat sicherlich auch schon die Erfahrung gemacht, daß die Sprecher von Rundfunk und Fernsehen oftmals mit Worten und Begriffen operieren, die zu begreifen dem gewöhnlich Sterblichen nur unter Zuhilfenahme eines Lexikons möglich ist. Diese „Importe“ zur Erweiterung des „Repertoires“ der Schriftsprache sind für die Bürger mit einfacher Bildung zu „Barrieren“ in ihrem Sprachverständnis geworden, die eine scharfe Grenze zwischen ihm und dem akademisch gebildeten Bürger bilden. Es hat den Anschein, als ob die Erweiterung der Schriftsprache durch die Eindeutschung fremdsprachlicher Begriffe zu einer neuen Form der Trennung zwischen einfacher Bildung und akademischer Bildung geworden ist. So hat auch die Arroganz des Intellekts in unseren Tagen noch nicht aufgehört zu existieren. Im Gegensatz dazu hat die Mundart ihr gewachsenes Wort- und Begriffsrepertoire, das jeder Hohenloher im Schlaf beherrscht. Für die aus dem Norden der Bundesrepublik kommenden Bürger klingt die Hohenloher Mundart wohl anfänglich wie eine Fremdsprache. Doch im Lauf der Jahre gelingt es den meisten Zugewanderten, diese Sprache bis auf einige spezielle Ausdrücke zu begreifen und zu verstehen. Dennoch wird es wohl kaum vorkommen, daß ein Fremder diese Sprache auch zu sprechen lernt. Daß das so ist, liegt vor allem an den Mischvokalen und Mischlauten, die in der Schriftsprache nicht vorhanden sind. Es sind dies jene Laute, die, wie bereits erwähnt, aus der mittelhochdeutschen Sprache eingeflossen und zu einem festen Bestandteil unserer Mundart geworden sind. Ihre Besonderheiten möchte ich an den nachfolgenden Beispielen aufzeigen. Was den Vokalismus betrifft, ist zunächst einmal zu sagen, daß die Mundart

nicht nur die herkömmlichen Doppelvokale, sondern auch Mischvokale, nämlich die Mischlaute zwischen *a* und *o*, *o* und *a* sowie zwischen *o* und *u* und *u* und *o* besitzt. Ferner gibt es noch die Halbvokale *ä*, zwischen *e* und *a* lautend, sowie zwischen *ië* und *eii*. Dennoch vermag der lautrein sprechende Hohenloher niemals das *e* vom *ö*, das *ü* vom *i*, das *ai* vom *ei* und das *äu* und *eu* zu unterscheiden. Unsere Mundart kennt also nur die einfachen Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, die Doppelvokale *au*, *ae*, *ai* sowie die Mischvokale *ou*, *uo*, *ue* und die Halbvokale *ä*, und *ieé*. Doch es würde zu weit führen, diese Laute hier an Sprechbeispielen zu demonstrieren. Der Versuch würde auch nur wenig nützen, denn die Laute kommen nur voll zur Wirkung, wenn sie lautecht gesprochen werden. Zudem besitzt unser Alphabet keine Schriftzeichen, um die Laute dem Ohr über das Auge zugänglich zu machen. Was ich allerdings für unumgänglich halte, ist, einige ganz spezielle Begriffe der Hohenloher Mundart zu zitieren. Wie bereits gesagt, hat sich unsere Mundart vor allem auf den ländlichen und bäuerlichen Lebensbereich ausgerichtet. Und so haben sich gerade für die Tiere spezielle Namensbezeichnungen entwickelt, die in keiner anderen deutschen Mundart vorhanden sind. So ist zum Beispiel *e Moggele*: ein junges Kalb; *e Hummele*: ein junger Bulle; *e Heiinzl*: ein Fohlen; *e Bässerle*: ein Lamm; *e Häbberle*: eine junge Ziege; *e Faggele*: ein Ferkel; *e Horrle*: eine junge Gans; *e Waggele*: eine junge Ente; *e Ziwwele*: ein Küken; *e Geggerle*: ein junger Hahn; *e Mengerle*: ein kleines Kätzchen und *e Walli*: ein kleiner Hund. Diese Begriffspalette ließe sich beliebig fortsetzen.

Dies ist nur ein kleiner Auszug aus dem Sprachschatz der Hohenloher Mundart, der in keinem Wörterbuch aufgezeichnet ist. Viele Begriffe, die noch vor zwei und drei Generationen in unserer Mundart gebräuchlich waren, sind infolge ihrer Weiterentwicklung und Verdrängung durch umgangssprachliche Begriffe aus unserer Muttersprache verschwunden und untergegangen.

Wie bereits gesagt, halte ich die Hohenloher Mundart – und das gilt auch für alle anderen Mundarten – für eine sehr lyrische Sprache. Das heißt, die Mundart ist eine Sprache mit doppeltem Boden. Während die Schriftsprache im Gegensatz zu ihr starke Verschleiß- und Abnutzungserscheinungen zeigt, so daß sie oft geradezu porös wirkt, zeigt sich die Mundart frischer, unverbraucht und durchblutet. Die schriftdeutsche Sprache erscheint mir seicht und flach, die Mundart jedoch ist tief und hintergründig, denn sie besitzt noch einen unbeschädigten Resonanzboden. Dies sei hier an einigen typischen Beispielen erläutert. Ist jemand nicht ganz bei der Sache, sagt die Schriftsprache lediglich schulmeisternd, er sei geistig abwesend. Die Mundart läßt dagegen da einen weit größeren Spielraum, wenn sie behauptet: „*Deß is emoel e traamhabbeter Dinger.*“ Sie zeigt dadurch weit weniger Härte und wirkt menschlicher, als die direkte, sachliche Schriftsprache. Dies beweist besonders das folgende Beispiel. Von einem Menschen, der nur wenig Verstand besitzt, wird die Schriftsprache behaupten, er sei dumm, oder gar, er sei blöd. Die Mundart ist in diesem Fall humaner, wenn sie den Zustand dieses Menschen umschreibt und sagt: „*Deß is halt a aaner, wu neewe seiere Kappe häerläeft.*“ Während die Schriftsprache den Tatbestand genau definiert

und ausspricht, umschreibt ihn die Mundart und bedient sich dabei sprachbildlicher Ausdrucksweisen, der sogenannten Metaphern, die weite Denkräume aufstoßen. Und noch ein drittes Beispiel sei hier angeführt, an dem zu sehen ist, daß die Mundart eine sehr herzliche und warme Sprache ist. Eine hohenlohische Mutter würde sich sicherlich daran stören, wenn ihr Kind zu ihr gelaufen käme und sagen würde: „Mutti, ich liebe dich!“ Kommt aber ihr Kind zu ihr und sagt: „*Mamme, i mooch di!*“, klingt dies in ihren Ohren aufrichtig, warm und herzlich, denn es kommt von Herzen und ist voller Ehrlichkeit.

Die Schriftsprache arbeitet mit Begriffen, die abgegriffen und leer, zu Worthülsen geworden sind. Deshalb auch meine Behauptung, daß die Schriftsprache seicht und flach wirkt, weil viele ihrer Wörter nicht mehr dem Sinn ihrer einstigen Bedeutung entsprechen und deshalb in manchen Fällen auch nicht mehr glaubhaft sind. Ich verweise in diesem Zusammenhang nur auf den Sprachgebrauch in den beiden Staaten des geteilten Deutschland, wo viele Wörter nicht mehr die gleiche Bedeutung haben, obgleich in beiden Staaten dieselbe Sprache gesprochen wird. So wird unsere Sprache gleichzeitig auch zu einem Spiegelbild unserer Gesellschaft und ihres Systems, wo nur die Realität und das Greifbare zählt und Menschlichkeit immer mehr zu einer Attrappe wird. Doch das ist mit der Mundart ganz anders. Sie ist weich, schmiegsam und wird dadurch zu einer menschlichen Sprache, an der man sich nicht so leicht stoßen und verletzen kann, wie an der Schriftsprache. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb sich in der Sprache der Mundart etwas Kritisches und Kritisierendes leichter sagen läßt, als in der eckigen, kantigen und zum Teil auch oft recht unpersönlichen Hochsprache. Hierzu sei noch ein Beispiel angeführt. Wir alle kennen den Ausspruch des Götz von Berlichingen, den die Schwaben als den „*schwäbischen Gruß*“ bezeichnen. Auch hieran zeigt sich wieder die Vereinnahmungsfreudigkeit der Schwaben, wenn ihnen etwas in den Kram paßt, auch wenn hier die Bezeichnung „*schwäbisch*“ erstunken und erlogen ist. Denn eigentlich kann der sogenannte „*schwäbische Gruß*“ gar kein schwäbischer Gruß sein, weil Götz von Berlichingen nie im Leben ein Schwabe, sondern ein waschechter Hohenloher gewesen ist. Die Historiker sagen ihm zwar heute nach, daß er „*mit allen Wassern gewaschen*“ und ein „*Granatenfetz*“ war. Aber was heißt das schon? Wenn wir uns heute unter der Elite unserer geschäftstüchtigen Bürger umsehen, werden wir in ihrem Verhalten und Geschäftsgebaren kaum wesentliche Unterschiede im Vergleich zur Geschäftstüchtigkeit des Götz von Berlichingen feststellen können.

Doch nun wieder zum Thema. Angeblich hat Götz von Berlichingen dem Amtmann auf der Burg Krautheim über dem Jagsttal zugerufen, als ihm dieser den Einlaß verweigerte, er solle seinem Herrn, dem Bischof von Mainz, bestellen, der die Anordnung gegeben hatte, Götz den Zugang zur Burg zu verweigern, „*er könne ihn im Arsch lecken*“. Dies ist zwar ein hartes Wort und manche meinen auch, eine unanständige Aufforderung, doch sie sagt ganz unverblümt aus, was ein echter Hohenloher einem anderen gegenüber denkt, wenn er verärgert und in Wut geraten ist. Doch kann dieser Ausspruch auch eine ganz andere Bedeutung haben. Wenn

beispielsweise einmal jemand ganz unerwartet zu Besuch kommt, kann es ihm passieren, daß er mit den Worten empfangen wird: „*Etz leck mi ner em Oersch! Wu kummscht n du häer?*“ – dies hat im Sinn der Worte gar nichts mit ihrer Aussage zu tun, sondern ist lediglich der Ausdruck des Überraschtseins durch den unerwarteten Besuch. Und noch ein weiteres Beispiel dieser Art sei hier angeführt. Nehmen wir einmal an, zwei Männer unterhalten sich und der eine versucht, dem anderen seine Meinung aufzudrängen, so kann es passieren, daß der letztere ihm den Rücken kehrt und sagt: „*Waaßscht woß? Du leckscht mi em Oersch!*“ Auch in diesem Falle ist das Gesagte nicht wörtlich gemeint, sondern heißt etwa: „*Laß mir doch meii Rueh! I waaß, woß i waaß und brauch dein Senf nidd a noch derzue!*“ Diese Beispiele zeigen, daß die Götzsche Aufforderung in den seltensten Fällen wörtlich gemeint ist. Meist ist sie der Ausdruck für Überraschung, für Ablehnung oder dafür, seinem Ärger Luft zu machen. So ist im allgemeinen Sprachgebrauch des Hohenloher das Götzsche Zitat kein Ausspruch, an dem man Anstoß nehmen könnte, es sei denn, es wird von jemandem gebraucht, der in Wut geraten ist. Und selbst wenn es einmal passiert, wird hinterher der zu diesem unappetitlichen Tun Aufgeforderte nicht sagen, der oder jener hat „*Leck mi em Oersch*“ zu mir gesagt, sondern wird es umschreiben, indem er sagt: „*Der hat mir s Leck mi em Oersch ouboude*“ oder „*Der hat mi uff d Kärwe gloode*“. Spricht dagegen der Schwabe dieses Zitat aus, klingt das weit beleidigender und ordinärer, als wenn es der Hohenloher sagt, weil der Schwabe den Namen des menschlichen Hinterteils mit seinem breiten „A“ ausspricht. Wohl kann nicht geleugnet werden, daß die Hohenloher Mundart derb und oft auch recht ordinär sein kann. Kennt man allerdings die Hintergründe, weshalb diese Sprache so ist, läßt sich diese Behauptung nicht lange aufrecht erhalten. Die Mundart scheint für manchen nur deshalb unanständig, weil sie das aussagt, was sie auch meint. Deshalb ist die Mundart für mich persönlich auch eine ehrlichere Sprache als die gefühlsärmere Schriftsprache.

Nun noch einige kurze Anmerkungen zu einem weiteren und – wie mir scheint – nicht unwichtigen Punkt. Wie bereits eingangs erwähnt, besitzt die Hohenloher Mundart für die Bereiche der Politik, der Technik, der Wissenschaft und des Großstadtlebens so gut wie kein reflektiertes Vokabular. Dies ist für mich als Autor, der ich mit dieser Sprache arbeite, manch anderen Autoren gegenüber, die in anderen Mundarten schreiben, ein gewisser Nachteil. Man hat mir gelegentlich schon den Vorwurf gemacht, daß meine Texte nur die ländliche, bäuerliche Welt beschreiben und zum Inhalt hätten. Ich weise diesen Vorwurf der Einseitigkeit nicht zurück. Doch stelle ich die Frage: Wie soll und könnte ich mich mit anderen Lebensbereichen im Gedicht auseinandersetzen, für die meine Sprache kein Vokabular zur Verfügung hat? – Ich könnte wohl hergehen und mir das notwendige Sprachmaterial aus der Schriftsprache holen und es den Gesetzen meiner Mundart entsprechend lautgerecht färben. Doch dies zu tun, widerstrebt mir, denn nach meiner Meinung erfordert die Arbeit mit der Mundart von jedem Autor Ehrlichkeit gegenüber der Sprache. So werden wohl meine Themen auch weiterhin

einseitig bleiben und sich mit den Lebensbereichen auseinandersetzen, für die meine Mundart das notwendige Vokabular besitzt, um sie im Gedicht zu reflektieren. Und noch ein weiterer Punkt scheint mir wichtig. Experimente in der Sprache der Mundart sind wie auch in der Schriftsprache notwendig und sind weiterführende Wege zur Fortentwicklung des jeweiligen Dialekts. Doch wenn das Experiment nur noch dazu dient, die Poesie zu ersetzen, sind wir auf dem besten Wege, dem Gedicht den Garaus zu machen. Nach meiner ganz persönlichen Meinung ist die Poesie das wesentlichste Element, das einen Text erst zum Gedicht macht. In diesem Falle halte ich mich stets an den Ausspruch des großen amerikanischen Lyrikers Ezra Pound, der sinngemäß einmal sagte: „Was sich in Prosa sagen läßt, dazu bedarf es nicht der Sprache des Gedichts.“ Diese These galt und gilt für mich, auch wenn ich ein Mundartgedicht schreibe; und ich muß sagen, ich bin damit noch nie schlecht gefahren.

Abschließend möchte ich noch sagen: Ich hege keine großen Hoffnungen, daß sich die Hohenloher Mundart noch über weitere Generationen hinweg zu behaupten vermag. Sie wird weiterhin an Originalität verlieren und im Laufe der Jahre der bereits eingangs erwähnten Umgangssprache, die auch schon auf den Dörfern Fuß gefaßt hat, weichen müssen. Was von der Sprache der Hohenloher übrigbleiben könnte, ist vielleicht eine Umgangssprache mit hohenlohischen Lautfarben. Doch wenn ich mir überlege, was sich die Menschen heute oft an kostspieligen Hobbies leisten, könnte es doch für manchen Bürger unseres Landes auch ein Hobby sein, sich mit seiner Muttersprache, der Hohenloher Mundart zu befassen und sie, wenn auch nur gelegentlich, wieder einmal sprechen. Es wäre dies ein Hobby, das, außer ein wenig Mut anderen gegenüber, keinen Pfennig kosten würde. Und überdies bin ich der Meinung, daß den Hohenlohern ein wenig mehr Sprach- und Selbstbewußtsein, vor allem den Schwaben, aber auch anderen gegenüber, nichts schaden könnte. Denn auch Hohenlohe hat eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit, die, auch wenn sie nicht in Geschichtsbüchern angepriesen wird, sich sehen lassen kann. Von meiner Seite gesehen ist jeder, der sich seiner Herkunft und Muttersprache schämt, weiter nichts als ein ganz erbärmlicher Hundsfott, der es nicht einmal wert ist, daß ein Hund vor ihm stehen bleibt und das Bein hebt. Diese Einstellung hat mit Lokalpatriotismus nichts zu tun, sondern muß jedem Menschen einleuchten, der sich seiner Heimat verbunden weiß, der sie liebt, weil er aus ihr lebt, auch dann, wenn sie, wie Hohenlohe, nur ein uraltes Bauernland ist.